

## Baukultur lebt nicht von der Tabula rasa

Die Stadtplanung lässt sich zu oft von farbenfrohen Visualisierungen blenden. Die Idee der Tabula scripta bietet eine Alternative.

Tom Avermaete

Wir sehen sie täglich um uns herum: die farbenfrohen Renderings neuer städtischer Projekte oder Stadtviertel. Auf Werbetafeln auf der Strasse, in Informationsbroschüren, auf Websites und in Zeitungen werden wir mit detaillierten Darstellungen zukünftiger Gebäude und Plätze konfrontiert.

Die Idee der öffentlichen Darstellung einer erst imaginierten Stadt ist sehr alt. Bereits in der Renaissance schufen Architekten und Künstler wie Francesco di Giorgio Martini oder Fra Carnevale beeindruckende Gemälde, die den Bürgern einen Eindruck von der idealen Stadt der Zukunft vermittelten. Im 20. Jahrhundert veranschaulichten moderne Stadtplaner wie Le Corbusier, Frank Lloyd Wright und Rem Koolhaas ihre urbanen Visionen in Zeichnungen und Renderings, sogar in Filmen.

### Voreilige Annahmen

Während früher die Erstellung dieser Bilder in der Regel die Arbeit mehrerer Zeichner über mehrere Tage oder sogar Wochen erforderte, können Visualisierungen heute innert weniger Stunden erstellt werden. Im Prinzip ist dies einfach zu erklären: Dank modernen Techniken werden sie schneller hergestellt.

Das hat zur Folge, dass viele dieser Renderings gleich aussehen. Der generische Charakter dieser Bilder legt offen, dass wir nicht mehr wissen, wie wir zusammenleben wollen. Immer wieder, über Städte und Regionen hinweg, tauchen ähnliche Repräsentationen auf, die selbst für Fachleute schwer zu unterscheiden sind. Und sie geben weder über die Auswirkungen des Klimawandels noch über die gewünschte Atmosphäre eine Auskunft.

Wenn wir uns die Darstellungen der heutigen Stadt genauer ansehen, können wir zumindest zwei Gründe für diese Ratlosigkeit entdecken: Erstens wird die komplexe Realität der Stadt in der zeitgenössischen Bildsprache oft auf vervielfältigte Ebenen mit Wohnungen über, pointiert ausgedrückt, «sterilem» Kommerz reduziert.

In generischen Supermärkten oder trendigen Cafés schlürfen Hipster Cappuccinos, oder sie schlendern mit Einkaufstüten über sauber gewischte Plätze. Alle anderen Tätigkeiten und Bewohner der Stadt scheinen auf diesen Bildern ausgelöscht. Die Idee davon, was die Stadt ist und wie sie funktioniert, ist offensichtlich eingeschränkt: Wo sind die Zweite ist unsere Vorstellung von der zukünftigen Stadt nach wie vor von einem Versprechen des Neuen durchdrungen. Als schnellstmögliche Antwort auf technische Normen, klimatische Standards und wirtschaftliche Rentabilität entscheiden sich Architekten, Stadtplaner und Bauherren allzu oft für einen Totalabriss. Eine solche vollständige Beseitigung alles Bestehenden erfordert in der Regel enorme finanzielle und ökologische Investitionen, die mit der Zerstörung von Wohnraum und der Entsorgung von Baumaterialien verbunden sind.

### Die Alternative der Tabula scripta

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts glaubten noch viele Stadtplaner und Architekten, dass man bei der Planung der zukünftigen Stadt von einem weissen Blatt Papier ausgehen müsse. Eine solche Tabula rasa – Ludwig Hilberseimer und Le Corbusier benutzten dieses Konzept gerne und oft – bedeutete, dass alles ausradiert werden musste, bevor eine neue Stadt gebaut werden konnte. Modern zu sein, war gleichbedeutend mit dem Bruch mit der Vergangenheit.

Eine wachsende Gruppe von Entwerfern fordert heute, dass wir uns endgültig von der Idee einer solchen Tabula rasa verabschieden und die Stadt als Tabula scripta verstehen. André Corboz, der über ein Jahrzehnt an der ETH Zürich Städtebau lehrte, führte bereits vor vierzig Jahren die Idee der Landschaft als «Palimpsest» ein: eine Schiefertafel, die bereits mit verschiedenen Konstruktionen, Freiräumen und Materialien, aber auch mit den Praktiken und Erinnerungen verschiedener Gruppen von Bürgern, mit Fauna und Flora überschrieben ist.

Was bedeutet es also, die zukünftige Stadt in Bezug auf eine solche Tabula scripta zu entwerfen? Die ehemalige ETH-Professorin Anne Lacaton und ihr Partner Jean-Philippe Vassal sind seit mehr als zwanzig Jahren Vorreiter bei der Beantwortung dieser Frage und wurden nicht zuletzt dieser Leistung wegen in diesem Jahr mit dem höchsten Preis in der Architektur, dem Pritzkerpreis, ausgezeichnet.

In ihren Projekten plädieren sie dafür, so viel wie möglich von der bestehenden Bebauung zu erhalten, wenn ein neues Projekt geplant wird. So haben sie auch in ihrem Projekt für das Maag-Areal in Zürich vorgeschlagen, grosse Teile der bestehenden Industriehallen zu erhalten und mit neuen Gebäuden zu ergänzen, damit eine neue urbane Qualität entsteht. Die an der USI lehrenden Yvonne Farrell und Shelley McNamara von Grafton Architects, ebenfalls Pritzkerpreisträgerinnen, zeigen mit ihrem Projekt für die Bocconi-Universität in Mailand, dass bestehende und neue urbane Qualitäten in ein geschicktes Zusammenspiel gebracht werden können, so dass aus der formalen Komposition auch eine neuartige soziale Dynamik entsteht.

Die Projekte von Lacaton & Vassal und Grafton illustrieren, dass die Konzeption der neuen Stadt als Weiterentwicklung des Bestehenden nicht nur nachhaltiger ist, sondern auch eine komplexere Kombination von existierenden und neuen Nutzungen ermöglicht. Stadtgestaltung so zu denken, ist also auch ein Weg, um verschiedene Gruppen von Bürgern, die in den üblichen Verfahren oft ausgeschlossen sind, mit einzubeziehen.

### Baukultur für die heutige Zeit

Die Baukultur in der Schweiz ist im Vergleich zu jener in anderen Ländern noch oft vom Tabula-rasa-Ansatz geprägt. Wenn wir über das Generische hinauswollen, um nachhaltigere und lebendigere Nachbarschaften zu schaffen, müssen wir die Architektur der Stadt nicht mehr als eine reine Erfindung des Neuen verstehen, sondern vielmehr als einen Eingriff in die Tabula scripta der vielfältigen Räume und Praktiken, der nichtmenschlichen und menschlichen Ressourcen, die bereits vorhanden sind.

Eine solche neue Konzeption der Stadtgestaltung erfordert eine Anpassung der Gesetzgebung und der Bauvorschriften, damit eine Neuinterpretation des Bestehenden leichter möglich wird. Ausserdem müssen die Architekten und Stadtplaner ihre Rolle neu überdenken. Sie müssen ihre städtebaulichen Projekte stärker als eine Auseinandersetzung mit vorhandenen Gebäuden, Freiräumen, Materialien und Nutzungen betrachten.

Grundlage dafür ist eine sorgfältige Erfassung und Analyse der bestehenden räumlichen und sozialen Verhältnisse. Die Ergebnisse einer solchen eingehenden Untersuchung der vorhandenen Stadt liefern auch Anhaltspunkte, wie unser künftiges Zusammenleben aussehen könnte – und sei es nur, indem sie uns an die Komplexität und Vielfältigkeit des städtischen Lebens erinnern.

Schliesslich könnte ein solcher neuer Ansatz auch die Renderings und Bilder der zukünftigen Stadt beeinflussen. Das Verständnis der vielfältigen historischen Schichten bildet die Grundlage, auf der das Neue konzipiert werden kann und sollte. Dies vermittelt auch andere Bilder des Zusammenlebens: Sie werden die Stadt nicht mehr generisch in immergleichen Ansichten darstellen, sondern als Verflechtung von vielen bereits bestehenden räumlichen und sozialen Realitäten.



Zeugnisse der Industriekultur als Baukultur: Die Wettbewerbseingabe für «Maaglive» von Lacaton & Vassal (2020) hätte den Erhalt der Maag-Hallen ermöglicht.